

Der gebesserte Trunkenbold

In der Frühe eines frischen, klaren Herbstmorgens schritten zwei Männer in grauen Wämsern, mit einer Axt auf der Schulter, über die Röhrbrücke den Weg am Wolfsbeul hinauf zum hohen Roden. Beide waren von großer Gestalt, kräftig gebaut und fast gleichen Alters. Trotzdem unterschieden sie sich, was mit der Zeit auch äußerlich an ihnen schon sichtbar zu werden begann.

Während der eine in aufrechter Haltung wie eine menschengewordene, schlankwüchsige Eiche, stolz erhobenen Hauptes, frischgelaunt und wohlgemut daherschritt, tapste der andere gebeugt und mit etwas unsicherem Schritt einher. Darüber gab die Branntweinflasche Aufklärung, die aus seiner Brusttasche hervorlugte.

Es ging ihm, wie er zu seinem Begleiter bemerkte, in letzter Zeit gar nicht wohl. Seine Kräfte, meinte er, nähmen ab; und das Essen schmecke auch nicht mehr so recht.

„Desto besser aber der Schnaps, Stoffel“, entgegnete ihm Steffen.

„Dummes Zeug! Der Branntwein hat mich immer erfrischt und gekräftigt, wenn ich mich müde und elend fühlte.“

„Dass ich nicht lache! Du belügst dich doch selber. Wenn du ehrlich bist, musst du zugeben, dass das noch bei keinem ein gutes Ende genommen hat mit diesem Sauzeug von Fusel. Sie alle, die aus solchen Gebetbüchern des Teufels ihre Weisheit bezogen, haben Not und Armut in ihr Haus gebracht. Oder ist es bei dir anders?“

Das traf ins Schwarze. Auch Stoffel hatte für seine Familie nichts zu beißen.

Steffen ließ nicht locker:

„Wie war das doch vor einigen Jahren noch bei dir! Da lebstest du in der guten Ordnung, zufrieden und glücklich mit Frau und Kindern. Aber du hast ja von dem krummen Hanndirk nicht lassen können. Er hat dir den Kopf verdreht. Und nun ist aus dem frischen, fröhlichen Gesellen, den alle mochten, eine Spottfigur für die Dorfjugend geworden.

Das lass dir gesagt sein: Wenn du nicht meine Schwester zur Frau hättest, die ich nicht im Stich lassen kann, würde ich dich auch meiden, wie sie es alle tun, und mich einen Dreck um euch kümmern.

Aber was soll ich dir Predigten halten, wo ich weiß, dass es bei einem solchen Kerl ohne Saft und Kraft, wie du einer geworden bist, doch für die Katz ist.“

Damit waren sie auf den hohen Roden und in die Nähe des Müssenberges gekommen, wo sie eine Gruppe mächtiger Eichen fällen wollten.

Steffen zog flugs sein Wams aus und begann rüstig zu arbeiten, während Stoffel sich noch gar nicht im Klaren zu sein schien, ob er anfangen sollte. Er stand da und sah weltverloren in die Baumkronen hinauf, vielleicht weil er über das nachdachte, was ihm Steffen gesagt hatte, der bald beobachtete, dass er ab und an nach der Flasche griff, sie aber immer wieder ins Wams zurückschob.

Das dauerte eine gute Weile, bis er sich einen Ruck gab und die Flasche gegen den Stamm einer Eiche schleuderte, dass sie in tausend Stücke zersprang, womit sich für Steffen erwies, was er schon erwartet hatte.

„So!“ sagte Stoffel.

Dann nahm er seine Axt und ließ sie mit wuchtigem Schlage in die Eiche niederfahren, so wuchtig, dass Steffen aufsaß und ihn eine Weile voller Staunen beobachtete.

Er hat sich mal wieder einen Ruck gegeben, dachte er. Wie lange mag es diesmal anhalten, fragte er sich. Länger als bisher, also über den Abend hinaus?

Er traute ihm eben nicht, denn so was hatte man nach Gardinenpredigten wie der dieses Morgens schon öfters erlebt. Auf eine wirkliche Bekehrung war das nie hinausgelaufen. Kaum hatte er sich selber wieder an die Arbeit gemacht, da ließ Stoffel in seinem Eifer plötzlich nach und stöhnte:

„Ich kann nicht mehr! Im Kopf dröhnt es mir wie von Trommelwirbeln, und in den Armen liegt es wie Blei. Und die Zunge erst! Hätte ich doch was zu trinken! Ein Schlückchen Wasser nur.“

Da bot ihm Steffen sein Kaffeeblech zum Trinken an.

„Pah!“ sagte Stoffel und schüttelte sich. „Bleib mir mit dem Zeug vom Leibe, diesem Kaffeprütt! Ich laufe zur Steinwiese an der Röhr. Das Quellwasser da ist frisch und schön kalt.“

Schon war er mit eiligem Schritt auf dem Wege.

„Halt, Stoffel!“ rief es da hinter ihm; so laut, dass dieses Halt von allen Seiten ein schallendes Echo fand.

„Halt!“ rief es in der ganzen Runde, und es war doch die Stimme Steffens.

Stoffel blieb einen Augenblick stehen und musste sich auf den Kopf zusagen lassen, dass er zum Wirt wolle, um sich dieses Teufelszeug wiederzuholen, von dem er nicht abkomme.

„Ich hole dir in der Tittmecke Wasser“, sagte Steffen. „Da ist es so frisch wie in der Steinwiese.“

Stoffel fühlte sich ertappt und gab widerwillig nach. Er versprach sogar, während Steffens Abwesenheit nicht wegzulaufen. Er versprach es – und war doch verschwunden, als Steffen mit dem Wasser zurückkam.

Der nahm enttäuscht seine Axt wieder auf und hieb in seinem Arger auf den Eichbaum ein,

dass die Späne im weiten Bogen umherflogen. Da wurde er plötzlich von dem Gedanken an den Säufer abgelenkt, weil die Eiche nach dem Klang zu urteilen hohl sein musste, obwohl sie kerngesund aussah. Auch fiel ihm auf, dass sich das Holz nicht verfärbte, wie das bei hohlen Bäumen sonst der Fall ist. Das befremdete ihn.

Er hieb neugierig weiter und stieß in der Mitte tatsächlich auf eine kreisrunde Höhlung, die aber überall von festem Holz umgeben war. Noch einige Schläge, da neigte sich der Baum, der am Rande einer kleinen Lichtung stand und zu dieser hin ein starkes Übergewicht hatte, und stürzte krachend zu Boden.

In diesem Augenblick sprang ein Wichtelmann aus der Höhlung hervor, ein kleiner, knobbe- licher Kerl mit struppigem Kopfhaar und langem Bart. Er reckte und streckte sich und sprach, indem er mit seinen kleinen, hellen Äugelchen Umschau hielt und zwischendurch immer wieder den Holzfäller von Kopf bis Fuß musterte:

„Hab Dank, guter Freund, dass du mich aus dem Gefängnis befreit hast!“

Steffen war kein Hasenfuß und hatte sich schnell wieder gefasst. Er lachte und sagte: „Sieh an, so ein Küken war in dem Ei! Wer bist du denn eigentlich, kleiner Mann?“

„Wer ich bin? Hast du noch nie von den Berggeistern des Alten vom Müssenberg gehört?“

Aha, von der Sippe war er! Natürlich hatte er schon davon gehört; und er freute sich, endlich einmal einen aus diesem Geisterreich zu sehen. Aber er war doch etwas entsetzt über die Hässlichkeit dieses Hutzelmännchens.

Der hatte seine Gedanken durchschaut und sagte:

„Ihr Menschen seid komisch. Ihr urteilt so schnell mit euerm beschränkten Verstand. Über Schönheit und Hässlichkeit ließe sich lange streiten. Ihr bestimmt sie nach dem von Mensch zu Mensch anderen Stande des Wissens und der Erfahrung, jeder auf seine Art, und nach dem für jeden anders bemessenen Grade der Vollkommenheit, jeder nach dem Ergebnis seiner Erziehung und Bildung; und dann gibt es da bei euch noch ein ganz unseliges Ding, das Mode heißt und euern Geschmack fortwährend verfärbt. Ihr klugen Allerweltswisser, ihr.“

Steffen dachte bei sich, dass er sehr protze und gescheit tue. Das belustigte ihn etwas. Aber er überging es und fragte geradeheraus, wie er eigentlich in das Loch dort gekommen sei.

„Da hat mich mein Meister eingesperrt“, erwiderte der Knirps.

„Der Alte vom Müssenberg?“

„Eben der! Ich habe in dem engen Kerker neunundneunzig Jahre schmachten müssen, bis du mich erlöst hat.“

„Prrr!“ ließ sich Steffen vernehmen und schüttelte sich. Neunundneunzig Jahre!

„Was hattest du denn verbrochen?“ fragte er neugierig.

„Ich hatte einen betrunkenen Menschen über den Berg geführt und war dabei etwas unbedacht gewesen. Da ist er mir in den Waldkolk unter der Kündel gefallen und ertrunken. Zur Strafe hat mich der Alte vom Müssenberg dafür in diese Baumhöhle verbannt, aus der mich nur einer erlösen konnte, der noch keinen Branntwein getrunken hatte.“

„Ihr seid im Geisterreich des Alten also gar nicht so gescheit, wie ich immer angenommen habe.“

„Nun ja; vollkommen ist nur Gott. Alle seine Geschöpfe auf Erden können fehlen; aber die meisten Dummheiten begehen doch immer die Menschen.“

„Du bist ein Prahlhans, und grob bist du dazu. Wenn du so von den Menschen denkst, also auch von mir, dann stecke ich dich gleich wieder in das Loch da.“

Als der Zwerg ihn nun dreist auslachte, streckte er seine Hand nach ihm aus. Aber er konnte seiner nicht habhaft werden; denn seine Zipfelmütze, die er rasch über die Ohren gezogen hatte, machte ihn unsichtbar.

Steffen sah sich nach allen Seiten um. Der Zwerg war spurlos verschwunden; aber sein Lachen hörte er immer noch, immer von einer anderen Seite.

Einen Steinwurf entfernt suchte der Zwerg schließlich Deckung hinter einer dicken Eiche, zog seine Mütze wieder ab und lugte mit seinem breiten, runzeligen Gesicht hervor und rief: „Merkst du nun, dass du mir nichts anhaben kannst und dass ich viel eher dir etwas antun könnte? Aber keine Sorge. Du hast mich befreit, und dafür bin ich dir dankbar. Sag mir, wie ich dir deine Wohltat vergelten soll.“

„Ich wüsste nicht, wie du mir nützen könntest“, antwortete Steffen gleichgültig. Er wollte sich schon abwenden.

„Oh“, sagte der Zwerg, „da irrst du. Wünsche dir nur etwas.“

„Was hast du schon zu verschenken?“

Da griff der Zwerg in seine Tasche, kam auf ihn zu und reichte ihm einen blitzenden Goldklumpen. Steffen lehnte ab:

„Ich habe einen Menschen gekannt, der wurde auf einmal reich und nachher ein großer Schuft. Er ist im Zuchthaus gestorben. Ich pfeife auf solch fragwürdige Reichtümer. Ich bin gesund. Was ich nötig habe, verschaffe ich mir mit meiner Hände Arbeit. Hast du sonst noch was?“

„Einen Zaubertisch, auf dem immer alles zu finden ist, was der Gaumen begehrt. Braten in goldenen Schüsseln, feinstes Brot und ein herrliches Tröpfchen Wein. Bitte sehr!“

Steffen bedankte sich auch dafür und hieß ihn, den Tisch wieder wegzuschaffen. Er sagte: „Alle Tage Braten und Wein, das macht faul und krank. Meine Frau versteht zu kochen. Das genügt mir. Sonst noch was?“

Der Zwerg reichte ihm einen goldenen Schlüssel. Das sei der Schlüssel Salomons, der alle Geheimnisse der Wissenschaft erschließe.

Auch dafür war Steffen nicht zu gewinnen.

„Was ich wissen muss, weiß ich; und nach Kopfschmerzen, die man dabei bekommen soll, verlangt's mich nicht. Ist das alles, was du mir zu bieten hast? Oder was hast du sonst noch?“

„Gesundheit!“ sagte der Zwerg.

„Ja. Das wäre schon was. Aber ich habe sie doch. Oder sehe ich aus wie ein Kranker?“

„So kann ich nichts für dich tun. Schade. Aber vielleicht bist du eines Tages in Not. Dann erinnere dich meiner. Ich werde dir helfen.“

„Einen Augenblick noch“, warf Steffen jetzt ein. „Da kommt mein Schwager gerade den Berg herauf, der vom Suff nicht abkommen kann. Willst du ihm den Saufteufel austreiben? Oder kannst du das nicht? Wir haben uns genug darum bemüht. Es war vergebens.“

„Ja, das ist ein Fall für mich. Er wird mir nach meinem Fehler von damals die Gunst meines Herrn wieder zurückgewinnen helfen.“

Das sagte der Zwerg sehr erfreut. Dann zog er seine Zipfelmütze über und verschwand.

Stoffel machte sich gleich wieder an die Arbeit, zog aber sehr bald schon seine Schnapsflasche hervor und setzte sie an den Mund. In diesem Augenblick zersprang das Glas mit einem hellen Klingen, als wenn jemand die Flasche mit einem Stein zertrümmert hätte. Steffen konnte es nicht gewesen sein. Der hieb mit klatschenden Schlägen in eine zweite Eiche, die er sich auch für diesen Tag noch vorgenommen hatte. Erst als die Scherben zu Boden fielen und der für den Säufer so kostbare Schnaps im Waldboden zerrann, merkte er auf und rief:

„Was machst du denn da?“

Er kam jetzt näher und meinte, dass das Quellwasser von der Steinwiese neuerdings aber einen sonderbaren Geruch habe.

Soviel Ironie konnte Stoffel jetzt am wenigsten vertragen. Er wurde sehr böse und schrie gegen die eigene Überzeugung:

„Du scheinheiliger Schuft! Du bist es doch gewesen, der mir den Streich gespielt hat! Jetzt könnt ihr mir alle gestohlen sein! Ich trinke meinen Schnaps, wann ich will, und lasse mich von euch nicht zum dummen Jungen machen. Da, ich habe noch eine Flasche! Untersteh dich nicht, auch die zu zerschlagen. Sonst haue ich dir den Schädel ein!“

Nun wiederholte sich das Spiel von vordem, und auch diesmal rann der Branntwein in den Waldboden; und da Stoffel nicht behaupten konnte, dass Steffen sich in diesem Augenblick gerührt hatte, steckte er mit seinen Vorwürfen zurück. Er schimpfte und schrie und wusste selber nicht, wen er meinte, und seine Stimme wurde immer lauter und überschlug sich bei

den Worten:

„Der Teufel ist los! Der Teufel ist los!“

Wie wahnsinnig lief er den hohen Roden hinab, geradewegs zum Wirtshaus. Aber der Zwerg war vor ihm da und wartete, bis ihm und dem versoffenen Hanndirk ein Glas eingeschenkt worden war. Stoffel griff gierig danach.

Kaum hatte er es in die Nähe seiner Lippen gehoben, zerbrach es, und der Branntwein lief über den Tisch.

„Der Teufel ist los!“ rief er wieder und forderte ein neues Glas.

„Teufel. Quatschkopp! Halt dein Glas fest. Hier nimm meins.“

Kling! Da lag auch das zersprungen vor ihm. Sie sahen sich alle verdutzt an und meinten, dass das nicht mit rechten Dingen zugehe.

„Der Teufel ist los!“ ließ sich Stoffel zum wievielten Male vernehmen und schnitt dabei furchtbare Grimassen. Er hatte Durst und verlangte nach einem neuen Glas, das ihm aber der Wirt verweigerte.

„Ich behalte ja kein heiles Glas im Hause“, sagte er.

„Dann schenkt ihm die Zinnkanne voll. Die zerbricht nicht.“

Aus der Kanne schlug, sobald Stoffel sie berührte, eine bläuliche Flamme hervor; und indem sie zu Boden fiel, entzündete sie den ausgelaufenen Branntwein.

Da fuhren sie alle entsetzt zurück; und Stoffel rollte die Augen und rief in das Getöse, das jetzt entstanden war:

„Das ist die Hölle! Der Teufel ist los! Fort, sage ich, fort!“

Er stürzte hinaus und hetzte atemlos die Dorfstraße hinauf zu seiner Hütte, sah dort in seiner Aufregung seine Frau nicht und stürzte an ihr vorbei in seine Kammer, um sich in seinem Bett zu verkriechen. Was er an krausem Zeug von Hölle, Teufel, Branntwein und Feuer durcheinander redete, verstand sie nicht.

Er ist wieder betrunken, dachte seine Frau und ließ ihn gewähren, bis er endlich Ruhe gefunden hatte und schlief.

Anderntags war er ernstlich krank.

„Delirium tremens“, sagte der Doktor; und weil die Frau mit dem Wort nichts anfangen konnte, erläuterte er: „Der Saufteufel hat ihn. Gebt ihm kräftige Kost und alle Stunden ein Glas Branntwein.“

„Branntwein?“ fragte die Frau erstaunt.

Da zog der Doktor schon sein Fläschchen hervor, das er zur Stärkung Kranker immer bei sich trug, und reichte es Stoffel an.

Wieder machte es: klirr!

Die Frau hatte keine Erklärung dafür, und die des Doktors überzeugte nicht.

„Das geht nicht mit rechten Dingen zu“, sagte sie, nachdem Steffen ihr ohnedies seine Erlebnisse aus dem Walde berichtet hatte. Aber es sollte ihr so recht sein, und sie folgte dem Rat ihres Bruders und bediente Stoffel mit Brunnenwasser.

Der konnte nach fünf Tagen das Bett wieder verlassen, aß wie ein Drescher und merkte, wie seine Kräfte wiederkehrten.

Nun hatte er auch ein Ohr für die Ratschläge Steffens und ließ sich davon überzeugen, dass er ohne Schnaps glücklicher leben könne. Er wurde wieder heiterer und hatte große Freude an der Arbeit.

„Den hab' ich soweit“, meinte der Zwerg stolz, als er eines Tages plötzlich neben Steffen auftauchte.

„Alle Achtung! Du hast deine Sache gut gemacht. Wenn du es nun auch mit dem versoffenen Hanndirk versuchen wolltest, dann hätten wir Ruhe im Dorf.“

„Ich werde mich hüten! Mit dem Stoffel habe ich meinen Fehler von damals wieder gutgemacht, und der Alte vom Müssenberg wird es mir lohnen.“

Dieser aber, der Hanndirk, ist mir schon zu verkommen; und wenn ich ihn mit meinen Künsten in den Waldkolk triebe, dann müsste ich noch einmal neunundneunzig Jahre brummen. Nee, danke! Aber sonst bin ich für dich immer da.“

Er zog sich seine Mütze über die Ohren und verschwand.

Aus: „Der Alte vom Müssenberg“ Norbert Voß, neu erzählt nach einem fast vergessenen Sagenbuch von Anton Steinbach / Engelbert-Verlag / Balve/Westf. 1963